

*Julia K. Stein: »Leda & Silas, Band 1:
Regenbogenzeit«*



Erscheinungsdatum: 07. Januar 2016

Inhalt

Maisfelder bis zum Horizont und kein Hochhaus weit und breit. Ihre

Sommermonate bei einem Schlachthauspraktikum mitten im Nirgendwo Deutschlands zu verbringen, hätte die 17-jährige Leda unter normalen Umständen niemals in Erwägung gezogen. Doch genau hier ist ihre Mutter vor einem Jahr ums Leben gekommen und Leda ahnt, dass sich hinter der Idylle ein düsteres Geheimnis verbirgt. Erst als sie dem jungen Amerikaner Silas über den Weg läuft, bekommt der Sommer einen Hauch flirrender Romantik. Aber auch der attraktive Silas trägt ein Geheimnis mit sich und zwar ein nicht weniger dunkles als Ledas ...

Leseprobe

Vielleicht hatte meine Mutter vor etwas über einem Jahr im gleichen Zug gegessen. Der Gedanke kam so schnell, dass ich ihn nicht verhindern konnte, und sofort schien sich mein Herz zusammenzuziehen. Nein, es schien sich nicht zusammenzuziehen, es zog sich wirklich zusammen, bis es klein und hart war wie ein Stein. Ich schloss die Augen, atmete tief durch und schüttelte den Kopf. Ich war schon immer gut darin gewesen, Gedanken zu verdrängen. Schließlich übte ich seit meinem siebten Lebensjahr. Im letzten Jahr war ich meisterhaft darin geworden.

Der Regionalzug hatte türkise Polster, die mit Edding beschmiert waren. Das Abteil wurde von einer Klimaanlage so stark heruntergekühlt, dass ich in meinem Spaghettiträger-Top fröstelte. Aber kein Fenster ließ sich öffnen. Anscheinend sollte man sich nicht aus dem Fenster lehnen und sich den warmen Fahrtwind ins Gesicht wehen lassen. Man könnte ja die Klimaanlage durcheinanderbringen. Ich strich mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Es war immer noch ungewohnt, wie dunkel meine Haare waren, und der neue Pony klebte an meiner Stirn.

Die Landschaft draußen änderte sich schnell. Es wurde ländlich und die Bahnhöfe wirkten altmodisch, als würde man nicht von Berlin weg, sondern in der Zeit zurückfahren. Was machte man eigentlich den ganzen Tag, wenn man in einem dieser Dörfer wohnte?

Die Zugfahrt würde noch über eine Stunde dauern. Um mich abzulenken, sah ich mir nochmals die Notizen meiner Mutter an, die ich mit meinem Smartphone abfotografiert hatte, damit ich nicht immer den großen faltplan aus meinem Rucksack holen musste. Alle hielten mich für verrückt und behaupteten, ich wolle einfach nicht wahrhaben, dass meine

Mutter gestorben war. »Es war ein Unfall«, hatte mein Vater beharrt und an meinen Schultern gerüttelt. Auch die dämliche Psychologin, die ich ständig treffen musste, hatte mich mitleidig angesehen, als ich andeutete, dass der Tod meiner Mutter vielleicht gar kein Unfall gewesen war. Dass man die Schuldigen endlich stellen und zur Rechenschaft ziehen sollte. Deshalb hatte ich ihnen auch weder die Karte gezeigt, die ich gefunden hatte, noch die sich darauf befindenden Notizen erwähnt. Sie hätten mich ganz sicher nie dieses Praktikum machen lassen, wenn sie wüssten, dass ich herausfinden wollte, woran meine Mutter als Letztes gearbeitet hatte. Sie dachten, ich sei in Potsdam bei einem kleinen Verlag. Stattdessen würde ich mit den Mitarbeitern des Schlachthofs reden und herausfinden, was damals genau passiert war. Vielleicht wäre ja zumindest meine Mutter stolz auf mich gewesen, wenn sie noch am Leben wäre. Ich klammerte mich an den Gedanken, dass sie irgendwie sehen würde, dass ich etwas Sinnvolles tat. Denn wenn es einen Schuldigen gab, würde ich ihn finden.

Die Minuten in der glühenden Hitze am Bahnhof, bis der Bus kam, dehnten sich scheinbar unendlich. Die Sonne prickelte in meinem Nacken. Dann stieg ich in einen Bus, der für eine weitere halbe Stunde über die Dörfer schlich. Immerhin gab es jetzt keine Klimaanlage. Ich mochte es heiß und fühlte mich wohl, wenn die Gehirnzellen zu schmelzen begannen und der Kopf vor Hitze surrte. Vielleicht erinnerte die Sonne mich auch an die langen Sommer, die ich als kleines Kind mit meinen Eltern verbracht hatte. Damals waren wir stets nach Sylt oder nach Südfrankreich zu meiner Großmutter gefahren und ich hatte mit meiner nur elf Monate jüngeren Schwester Ella Sandburgen mit Unmengen an Festungsgräben gebaut. Wir bauten sie immer zu nah an der Brandung, so dass wir sie ständig ausbessern mussten, stundenlang, bis wir nach Hause gingen

und die Sandburg wieder dem Meer überließen. Mein Vater und meine Mutter lasen unentwegt. In den kurzen Lesepausen versuchten mein Vater, Ella und ich Krebse zu fangen. Die Leute dachten damals, Ella und ich seien Zwillinge, so ähnlich sahen wir uns. Wir waren schmal wie meine Mutter und im Sommer wurden unsere Haare so blond wie die ihren, dazu hatten wir beide die dunklen Augen von meinem französischen Vater. Nur unsere Hautfarbe war völlig anders. Ihre Haut wurde im Sommer goldfarben, meine blieb weiß und wurde höchstens rot. Jetzt waren meine Haare wegen der künstlichen Farbe einfarbig dunkelbraun. Ich hatte sie so lang gelassen, wie sie waren, aber mit dem markanten Pony sah ich jetzt sogar noch blasser und irgendwie französischer aus.

Meine Eltern hatten nur im Sommer Zeit für uns gehabt, der Rest des Jahres war für ihre Schreibtische an der Uni reserviert gewesen. Sie besuchten Konferenzen, schrieben Aufsätze über den Einfluss von Voraussagen über die Zukunft auf die wirklich eintreffende Zukunft oder über die Auswirkung von Nahrungsknappheit auf geschlossene Systeme. Ella und mir war das egal gewesen. Wir hatten ja uns gehabt. Später, als Ella nicht mehr dabei war, hatten wir abgesehen von den Besuchen bei meiner Großmutter in Südfrankreich kaum noch Urlaube gemacht, sondern die Sommerferien mit Sozialprojekten verbracht. »Man muss Gott einen Grund geben, dass er einen am Leben lässt«, hatte meine Mutter stets geantwortet, wenn jemand sie fragte, warum sie die ganzen Ferien damit verbrachte, Häuser für ärmere Menschen zu bauen. Vielleicht hat Gott es ihr nicht abgenommen.

Am Nachmittag erreichte ich Wözen. Das Dorf war eng an die Hauptstraße gebaut, so als hätten die Erbauer nicht damit gerechnet, dass hier mal Autos, geschweige denn Busse durchfahren würden. Laut Google Earth gab es einen Bäcker, einen Supermarkt, einen Frisör und einen

Geschenkeladen, der Duftkerzen im Fenster ausstellte. Das war's. Der Bus machte einen Schlenker und hielt auf einer Art Marktplatz mit Kopfsteinpflaster. Mit mir stiegen noch drei weitere Fahrgäste aus, die sich schnell entfernten, als hätten sie Angst vor mir. Wenn ich mir die Häuserfront ansah, war ich überrascht, dass überhaupt jemand ausgestiegen war. Wözen war möglicherweise der trostloseste Ort, den ich je gesehen hatte.

Erschöpft zog ich meinen schwarzen Rollkoffer hinter mir her, aber die Rollen verfangen sich ständig im Kopfsteinpflaster. Dann betrat ich den Bäckerladen mit der abgeblätternen Fassade und der altmodisch geschwungenen Leuchtschrift. Ich brauchte ein Zimmer. Hinter der Theke standen eine ältere Frau und ein Junge, vielleicht achtzehn, beide schielten und hatten dünne braune Haare, wahrscheinlich Mutter und Sohn.

»Kann ich dir helfen?«, fragte der schlaksige Junge eifrig und mit einem freundlichen Lächeln. Er schielte so stark, dass ich fast hinter mich geblickt hätte. Ich hatte keine Ahnung, wo ich in seinem Gesicht hinschauen sollte, um seinen Blick zu treffen. Stattdessen konzentrierte ich mich auf die Auslagen, die spärlich bestückt waren, als würde man ohnehin nicht mit vielen Verkäufen rechnen, und deutete auf ein großes, aber schon durch die Glasscheibe trocken aussehendes Croissant.

»Ich nehme das.«

»Das ist gut«, sagte der Junge überzeugt. »Bist du zu Besuch hier?« Seine Augen sprangen hin und her, als wollte er zumindest versuchen, mein Gesicht zu treffen. Er tat mir leid. Er hatte seine mausfarbenen Haare mit Gel nach oben gestrichen und sich eindeutig über die Auswahl seines T-Shirts Gedanken gemacht. Seine Mutter schlurfte in Badeschläppen in den hinteren Teil der Bäckerei, ohne mich weiter zu beachten.

»So ähnlich. Ich mache ein Praktikum bei *Kleine Farm*.«

»Beim Interfecto?«

Ich war zu überrascht, um etwas zu sagen. Wie schnell ihm doch ein Name über die Lippen kam, den ich normalerweise nur leise dachte, voller Hass.

»Ist dasselbe. Du bist nicht von hier.«

»Nein, aus, äh, Berlin«. Ich wollte nicht die lange, komplizierte Geschichte erzählen, dass ich zwar ursprünglich aus Berlin kam, aber schon seit Jahren mit meinen Eltern in den USA wohnte, wo sie als Professoren an einer Universität unterrichteten und ich ein Internat besuchte. Ich war nur für den Sommer nach Deutschland gekommen, wie fast für jeden Sommer. Er sah mich für meinen Geschmack sowieso viel zu neugierig an. Ich wollte keine Aufmerksamkeit erregen und vor allem nicht erkannt werden. Schließlich hatte ich mir nicht umsonst die Haare gefärbt und mir einen Pony geschnitten. Wahrscheinlich konnte sich niemand an mein Aussehen erinnern, aber ich wollte kein Risiko eingehen.

»Warum suchst du dir einen Job in unserem Kaff, wenn du in Berlin sein könntest?« Er blickte mich verständnislos an, beziehungsweise sah es immer noch so aus, als blickte er hinter mich, aber weil niemand in meiner Nähe stand, musste er mich meinen. Dabei fasste er das Croissant mit einer Zange und ließ es bedächtig in eine braune Papiertüte plumpsen. Er schien alle Zeit der Welt zu haben.

»Mhh?«, fragte er.

Ich zuckte mit den Schultern, überwand mich aber zu einem Lächeln. Vielleicht konnte er mir helfen. »Ich brauche ein Zimmer. Hast du eine Idee, wo ich hier eins finden kann?«

»Zum Schlafen?«, fragte der Junge. »Ach so, klar, natürlich.« Er wurde rot.

»Für die nächsten sechs Wochen.«

»Aber du bist hübsch, was willst du beim Interfactor?« Er lächelte schief. Er hatte relativ große Schneidezähne.

Meine Güte, keine Ahnung, was hier los war. Ich legte einen Euro auf den Tresen, murmelte: »Gut. Danke. Also tschüss dann!«, und machte, dass ich davonkam. Draußen merkte ich, dass ich immer noch keine Ahnung hatte, wo ich jetzt ein Zimmer finden konnte.

Hinter mir bimmelte die Schelle an der Tür und ich sprang erschrocken zur Seite.

»Frag beim Färber nach. Der vermietet manchmal ein Zimmer.« Der Junge lächelte und fuhr mit der Hand durch seine Gel-Haare. »Wir sehen uns bestimmt noch mal. Ich bin übrigens der Niko.«

»Ja, danke.«

Vielleicht war es doch ein Fehler gewesen, nach Wözen zu kommen. Gerade kam mir alles vor wie eine dumme Idee. »Wer ist Färber?«

»Da drüben, der Wirt vom Heimatheim.« Er zeigte auf die Kneipe ein paar Häuser weiter.

Ich wandte mich in die Richtung, in die er gewiesen hatte. Nein, es war keine dumme Idee. Der Täter musste seine Strafe bekommen. Das war ich meiner Mutter schuldig.

»He, und wie heißt du?«, rief Niko mir hinterher.

»Leda«, rief ich wahrheitsgemäß zurück und eilte weiter, bevor er auf die Idee kam, noch weitere Fragen zu stellen. Mein Vorname musste zum Glück kein Geheimnis bleiben.

Das Heimatheim war im vergeblichen Versuch, Fröhlichkeit heraufzubeschwören, gelb angestrichen worden. Aber die Zeit hatte das Gebäude verfärbt. Einige Putzstellen waren herausgebrochen und hatten rötliche Wunden hinterlassen. Das Wasser, das bei schlechtem Wetter aus

den Regenrinnen an der Hausmauer herunterlief, hatte graue Schlieren gezogen. Von außen sah man nur zerschlossene Gardinen und verstaubte Yucca-Palmen im Schaufenster, aber erstaunlicherweise öffnete sich die Tür, als ich die Klinke herunterdrückte.

Nachdem sich meine Augen an das plötzliche Dämmerlicht gewöhnt hatten, erkannte ich eine Theke aus dunkler Eiche, Holztische mit beige Tischdecken und Plastikpflanzen. Auf den Barhockern saßen drei ältere Männer und zwei Frauen mit glasigen Augen, die eine Reihe Pilsgläser vor sich aufgebaut hatten. In den Raum fiel kaum Licht von draußen.

Wahrscheinlich sollten die Besucher vergessen, dass sie mitten am Tag mit dem Trinken anfangen. Der Mann, der hinter dem Tresen gerade ein weiteres Pils zapfte, trug einen braunen, melierten Strickpullover, der in Berlin-Mitte wahrscheinlich hip war. Er trug ihn ohne Hipness. Er blickte mich mit hervorstehenden Augen an, als würde ich ihn stören. Vielleicht war es ihm eine Spur unangenehm, dass ich ihn dabei ertappte, wie er Geld an diesen armseligen Wichten verdiente. Auch die Personen auf den Barhockern richteten ihre zusammengesunkenen Schultern minimal auf und blickten mich neugierig an. Ihre Blicke waren freundlicher als die des Wirts, selig vom Alkoholpegel im Blut. Ich kannte diesen Ausdruck nur allzu gut.

»Wie verirrt sich denn so ein hübsches Mädchen zu uns?«, sagte der eine, dem Pilsschaum am Bart hing. Vielleicht lächelte er. Viel war von seinem Gesicht hinter dem fusseligen Bart nicht zu erkennen. Dafür war sein Kopf fast kahl. So oft hintereinander war ich selten als hübsch bezeichnet worden. Es lag bestimmt nicht an meiner neuen Frisur. Wahrscheinlich eher daran, dass die Konkurrenz hier eher klein war und alle dankbar ein neues Gesicht anschauten. Niemand, dem ich bisher begegnet war, hatte fröhlich ausgesehen.

»Guten Tag. Ich suche den Färber.«

»Ah, den Färber sucht sie«, sagte der bärtige Mann und spielte enttäuscht. »Ich dachte, du suchst mich. Ein Glückspilz, unser Färber.« Er ließ seinen Blick über mein Shirt gleiten, vielleicht las er den Schriftzug darauf, aber dann brauchte er sehr lange fürs Lesen. »Da drüben, das ist er, unser Chef«, sagte er.

»Ich suche ein günstiges Zimmer und mir wurde in der Bäckerei gesagt, dass Sie eins hätten?«, fragte ich den Wirt, dessen heruntergekommene Kneipe nichts Gutes über den Zustand des Zimmers verheißen ließ. Die Gaststättenbesucher blickten von mir zum Wirt. Sie taten nicht einmal so, als würden sie nicht genau zuhören, was das fremde Mädchen wollte. Eine der Frauen fixierte mich mit zusammengekniffenen Augen. Aber wenn ich nicht in der Sammelunterkunft der Schlachterei schlafen oder täglich von Berlin aus pendeln wollte, war dieses Dorf die einzige Möglichkeit.

Der Wirt musterte mich von oben bis unten und kratzte sich dabei an seinem stoppeligen Kinn. »Eigentlich schon, aber das Zimmer ist schon weg.«

Ich hatte das Gefühl, dass die Gruppe am Tresen unruhig die Sitzposition wechselte. »Okay, danke«, sagte ich schnell und irgendwie erleichtert. Ich drehte mich um, um diesen beklemmenden Raum schnellstmöglich zu verlassen.

»Warte mal, Mädchen, nicht so schnell«, rief Färber hinter mir her, als hätte er nicht damit gerechnet, dass ich so schnell aufgeben würde. Ich drehte mich wieder um und wünschte mir, ich hätte mehr an als mein dünnes Top, das vom vielen Waschen besonders weich war, aber auch schon fast durchsichtig. Ich spürte die Blicke der Kneipenbesucher, die mich neugierig musterten, direkt auf der Haut, als würden sie mich anfassen. Verstohlen schaute ich an mir herunter und legte einen Arm

instinktiv schräg über meine Brust.

»Meine Frau vermietet das alte Kinderzimmer unserer Tochter«, sagte der Wirt. »Es ist nicht sonderlich groß und es sind noch ziemlich viele alte Sachen drin. Aber wenn das in Ordnung für dich ist, kannst du es haben.« Während er das sagte, blickte er so stur an mir vorbei, als hätte er an diesem Gespräch plötzlich das Interesse verloren.

Die Frau an der Theke, die ein auffallend pinkes T-Shirt trug, das ihre braunen, aus laschen Hautfalten bestehenden Arme entblößte, sah den Wirt überrascht an und ihre glasigen Augen fokussierten mich für einen Moment mit unverhohlener Verwunderung. Auch ihre Nachbarn wechselten nervös die Position. Aber wahrscheinlich bildete ich mir das ein.

»Ja?«, fragte ich.

»Geh einfach die Treppe im Flur nach oben. Nikole ist da.«

»Okay, danke«, sagte ich und da die Gruppe weiterhin unruhig auf ihren Stühlen herumrutschte, ging ich schnellen Schrittes in die Richtung, in welche der Wirt gedeutet hatte.

Durch eine Art Saloon-Tür gelangte ich in ein gelbes Treppenhaus. Die Stufen waren aus grauem Kunststoff und das Treppengeländer wirkte abgenutzt. Immerhin dürfte das Zimmer billig sein. Ich klopfte an die erstbeste Wohnungstür, weil es keine Klingel gab.

»Hallo, ist da jemand?«, rief ich, als niemand kam.

Eine Frau mit kurzen, feuerrot gefärbten Haaren öffnete die Tür einen Spaltbreit. Sie trug eine Bluse, auf der vorne ein Schmetterling aus Strasssteinen prangte, und eine schwarze Hose.

»Ja, bitte?«, fragte sie.

»Ihr Mann hat mich geschickt. Ich suche ein Zimmer für sechs Wochen. Er hat gesagt, Sie würden das von Ihrer Tochter vermieten.« Ich konnte mir gerade zwar kaum vorstellen, länger als drei Tage hier zu bleiben, aber

abfahren konnte ich dann ja immer noch.

Sie blickte mich misstrauisch an, zog die Tür aber weiter auf. »Das hat er gesagt?«

Ich nickte und wartete.

Sie überlegte einen Moment, dann zuckte sie mit den Schultern. »Es kostet achtzig Euro im Monat.«

»Achtzig Euro?« Ich versuchte meine Überraschung darüber zu verstecken, dass man für so wenig Geld überhaupt irgendwo wohnen konnte, aber es gelang mir nicht.

»Ja, bei Vorabzahlung.«

Ich nickte.

»Warum willst du denn hier wohnen?«

»Ich mache ein Praktikum beim Interfactor.« Ich übernahm die Bezeichnung des Bäckerjungen und es hatte den gewünschten Effekt. Sie milderte ihren kritischen Blick und betrachtete mich nicht mehr wie einen fremden Eindringling.

»Natürlich«, sagte sie. »Beim Interfactor. Du willst nicht in die Kolonie.«

Kolonie. Damit meinte sie wohl die Container für die Arbeiter neben dem Gelände, die ich auf Google Earth gesehen hatte. »Darf ich das Zimmer mal sehen?«

Sie musterte mich noch mal, dann drehte sie sich ruckartig um und ging voran. Von hinten sah sie jünger aus. Sie war jugendlich schlank und hatte einen energischen Gang. Ihr gegerbtes Gesicht mit den dunklen Augenringen hatte sie viel älter gemacht. Der Flur war schmal und schmutzig beige, der Boden gefliest, die Zimmertüren aus dünnem Holz. Nicht sehr hübsch, aber alles sah einigermaßen aufgeräumt aus. Ich folgte ihr ein weiteres Stockwerk nach oben über schmale Stufen, die mit braunem, fusseligem Teppich belegt waren. Das Zimmer, in das sie mich

führte, war klein und schlauchartig mit Dachschräge, aber nicht braun, sondern wieder gelb. Es sah aus, als würde ihre Tochter noch darin wohnen. Das Bett war gemacht und mit einer gehäkeltten Decke abgedeckt. Über dem Bett hing ein Foto von Justin Bieber. Okay, das konnte ich vielleicht abnehmen. Daneben lag ein kleines Duschbad mit braunen Kacheln. Irgendwie hatte ich mir die Unterkünfte dieses Sommers anders vorgestellt, als ich noch unsere große Europareise mit Oma plante. Aber das hier hatte ich mir selbst ausgesucht.

Abends setzte ich mich in die Kneipe, weil der kleine Supermarkt schon um sechs Uhr zu war. Die Kneipengäste hatten gewechselt, nur die Frau mit den labbrigen Armen saß immer noch da. Neben der Bar waren nur wenige Tische besetzt. Die Leute aßen Linsensuppe, Hühnerbrust mit Erbsen und Karotten, Schnitzel und Blutwurst. Jedes Gericht hatte die gleiche gräuliche Nicht-Farbe. Meine Wirtin stand in der Küche und kochte, beziehungsweise bediente sie die Mikrowelle. Ich setzte mich an einen der Tische und bemerkte, dass das Tischtuch aus Plastik war und nur so aussehen sollte wie eine bestickte Decke. Das Hühnchen, das ich bestellt hatte, sah sogar gebraten fahl aus, aber ich konzentrierte mich auf meinen Teller, weil ich die Augen der anderen Gaststättenbesucher auf meinem Rücken spürte. Immerhin hatte ich mir ein Sweatshirt angezogen.

Ich hatte extra zwei Bücher mitgebracht, die ich beim Essen abwechselnd las, damit niemand auf die Idee kam, mich anzusprechen. Einmal einen Gedichtband von Matthew Zapruder und dann noch »Eating Animals« von Jonathan Safran Foer. Letzteres hatte ich bei meiner Mutter gefunden. Ich las gern Gedichte und besuchte Poetry Slams. Es faszinierte mich, wie man Dinge sagen konnte, die sich in normalen Sätzen nicht ausdrücken ließen, wie man Worte fand, wenn man sie in anderer Art und Weise anordnete.

Im Nebenzimmer spielte jemand Billard. Als ich den Jungen aus der Bäckerei erkannte, ließ ich erschrocken meine Haare nach der Vorhang-Methode ins Gesicht hängen und beugte mich über meinen Teller. Mein Pony war aber jetzt zu kurz, um mein Gesicht dahinter zu verstecken, und ich konnte ja schlecht meine Sonnenbrille aufziehen. Natürlich, in so einem Dorf konnte man sich nicht einfach aus dem Weg gehen. Was für tragische Wendungen unerwiderte Liebe nehmen musste, wenn man sich ständig begegnete. Ich fühlte eine Beklemmung in mir aufsteigen, als würden die Gaststättenbesucher nicht an ihren Tischen sitzen, sondern als würden alle dicht um mich herumstehen und mich mustern. Ob meine Mutter wohl mal in dieser Kneipe gewesen war? Wahrscheinlich nicht, sie war schließlich nur zum Arbeiten gekommen und hatte nicht in der Gegend übernachtet. Wieder kam es mir völlig verrückt vor, dass ich an einem schmuddeligen Tisch in einem Dorf namens Wözen saß statt auf der Terrasse eines italienischen Luxushotels mit Oma. Ich wischte das Bild zur Seite.

Als ich hochsah und wieder vorsichtig zum Billardtisch herüberblinzelte, fiel mein Blick auf den Rücken des zweiten Spielers und blieb sofort an ihm haften. Irgendetwas war anders an dem Spieler. Er passte nicht hierhin. Von hinten sah ich nur seine dunklen, glänzenden Haare, die ihm bis in den Nacken fielen. Seine Jeans waren gerade und schmal, aber hingen locker. Er trug ein grünes T-Shirt, das über seinen breiten Schultern spannte, aber um die Taille herum schlackerte. Jetzt spielte er eine Kugel, warf den Kopf zurück, sagte etwas und lachte. Es wirkte so, als würde er den Witz für sich selbst machen. Plötzlich wurde mir klar, dass er Englisch sprach. Er wandte sich an den Bäckerjungen und redete mit abgehackten Worten, wie man das tut, wenn man glaubt, dass der andere einen nicht versteht. Er untermalte seine Worte mit Gesten. Der Bäckerjunge hing an

seinen Lippen. Er hatte mich noch nicht bemerkt. Ich war ebenfalls wie hypnotisiert von dem Jungen und konnte meinen Blick nicht abwenden, auch wenn ich ihn nur von der Seite und von hinten sah. Ich versuchte zu verstehen, was er sagte, und herauszufinden, ob ich mich getäuscht hatte.

Plötzlich drehte er sich zu mir um und mir stockte der Atem. Er schaute mich direkt an. Seine Augen leuchteten grün in seinem gebräunten Gesicht. Er hatte mich ertappt.

Ich riss meinen Blick los, schaute stattdessen auf mein Hühnerbein und begann es mit Gabel und Messer zu bearbeiten. Ich konnte mich getäuscht haben, vielleicht schielte er wie der Bäckerjunge und hatte ganz woanders hingeschaut. Doch als ich vorsichtig wieder hochsah, stand er so nah vor mir, dass ich zurückzuckte. Er schielte natürlich kein bisschen, sondern sah mir von oben direkt in die Augen. Seine Mundwinkel kräuselten sich zu einem Lächeln und eine Augenbraue hatte er hochgezogen. Seine Haut hatte einen warmen, karamelligen Ton und seine Haare waren nicht dunkel, sondern schwarz. Er war vielleicht so alt wie ich oder ein wenig älter.

»Hey«, sagte er. Er lächelte mit leicht geschlossenen Lippen, als fände er die Situation amüsant.

»Hey«, erwiderte ich und versuchte meine Gesichtszüge unter Kontrolle zu bringen und möglichst entspannt auszusehen, auch wenn ich mein Herz deutlich in der Brust schlagen hörte.

»Du interessierst dich für Billard?«, fragte er lächelnd auf Englisch mit einem amerikanischen Akzent. Er zeigte auf den Bäckerjungen, der am Billardtisch stand. Der Bäckerjunge winkte schüchtern. Ich hatte schon wieder seinen Namen vergessen.

»Wir könnten noch einen Mitspieler gebrauchen. Und jemanden, der übersetzt.« Er zog fragend eine Braue nach oben.

»Woher weißt du, dass ich Englisch kann?«

Er zuckte mit den Schultern. »Eingebung«, sagte er und blickte mich weiter so direkt an, dass ich seinem Blick nicht standhalten konnte und nach meinem Wasserglas griff. »Man lernt das hier doch in der Schule und vielleicht hast du besser aufgepasst als mein neuer Freund da drüben«, fügte er hinzu. »Mädchen sind meistens braver in der Schule, oder nicht?«

Es wurmte mich, dass er mit allem Recht hatte und das genoss.

»Und warum glaubst du, dass ich Billard spielen kann?«, fragte ich zickiger, als ich vorgehabt hatte.

Er grinste unbeirrt weiter. Seine Lippen waren voll und von einem dunklen, himbeerfarbenen Rot. Eine Farbe, die Lippenstiftfirmen wahrscheinlich vergeblich zu kreieren versuchten. Aber natürlich trug er keinen Lippenstift. Ich wandte schnell den Blick ab. Vielleicht hatte er südamerikanische Vorfahren oder indianische, seine Haut war bestimmt auch im Winter gebräunt.

»Das glaube ich nicht. Ich fürchte sogar, dass du überhaupt nicht spielen kannst. Aber ich könnte es dir beibringen, Leda.« Wieder zog er fragend seine lange schwarze Augenbraue nach oben. Ich zuckte zusammen, als er meinen Namen sagte. Er sagte ihn betont, so als würde es ihm Spaß machen, ihn auszusprechen. Als würde er mit dem Namen spielen.

»Wie nett von dir.«

»Ja, finde ich auch. Ich bin Silas.«

Ich war zu überrascht, um einen klaren Gedanken zu fassen. Das Unangenehme war, dass ich das Gefühl hatte, dass er genau wusste, wie verwirrt ich war, und mich in meiner Verwirrung beobachtete. Ihm schien nichts zu entgehen. Vielleicht hatte er wirklich indianische Vorfahren. Er erinnerte mich an einen Jäger. Außerdem gingen mir die bescheuertsten

Gedanken durch den Kopf, nämlich dass meine Haare ungewaschen an meiner Kopfhaut klebten und mein Sweatshirt das älteste war, das ich besaß. Ich stocherte im Essen herum, ohne auf meinen Teller zu schauen, nur um etwas mit den Fingern zu tun zu haben.

»Woher kennst du meinen Namen?«

Er schien eine winzige Sekunde überrascht. Dann warf er einen Blick in Richtung des Bäckerjungen. »Hier spricht sich alles ziemlich schnell herum. Komm doch gleich rüber«, sagte Silas und machte sich bereit zu gehen. »Wer konnte ahnen, dass in diesem Kaff kaum jemand Englisch spricht.«

Okay. Ich blickte ihn herablassend an. Das war einfach so unglaublich amerikanisch, anzunehmen, dass alle Englisch sprachen. »Vielleicht solltest du dich dazu bequemen, Deutsch zu lernen, statt anzunehmen, dass die Welt deine Sprache spricht?«

Er zögerte und blickte auf meinen Teller. Dann beugte er sich zu mir herunter und sagte nah an meinen Haaren: »Ich würde das nicht essen, wenn ich du wäre. Du hast übrigens zwei englische Bücher auf dem Tisch liegen. Da kann man annehmen, dass du Englisch sprichst. Zaprunder. ›April Snow‹ ist gut.« Und so schnell war er wieder weg von meinen Haaren und von dieser Nähe, die meinen ganzen Kopf in ein Rauschen versetzt hatte.

Ende der Leseprobe

Julia K. Stein wuchs in einer Kleinstadt im Ruhrgebiet auf, bis sie mit achtzehn zum Studieren nach Berkeley in Kalifornien zog. Sie studierte Literatur und Philosophie und promovierte später in Deutschland. Sie liebt Poetry Slams und schreibt neben Romanen für Erwachsene und Jugendliche auch Gedichte. Heute lebt sie in München.

Drei Fragen an Julia K. Stein



© Jannette Kneisel

Was hat dich zu deinem neuen Roman inspiriert?

Oh, bei diesem Roman sind viele Dinge zusammengekommen. »Leda & Silas« basiert zum Teil auf einer tragischen Geschichte zweier kalifornischer Geschwister, die mich nicht mehr losgelassen hat. Silas ist optisch von einem Freund inspiriert, der indianischen Ursprungs ist und dessen Namen ich nicht nennen kann, damit er nicht zu eingebildet wird. ;) Es handelt sich dabei nicht um meinen Mann, aber diesen sehe ich (glücklicherweise) jeden Tag, über ihn muss ich also keinen Roman schreiben ... Zudem fasziniert mich die Nahrungsmittelindustrie mit all ihren grotesken Auswüchsen, daher ist viel Recherche in den Roman reingeflossen. Aber vor allem glaube ich an die alles verändernde Kraft der Liebe. Manchmal denke ich, dass Jugendliche das besser wissen als Erwachsene, die ihre Gefühle zu oft auf Sparflamme schalten. In der Liebe geht es um alles und in gewisser Hinsicht kann sie sogar den Tod überwinden.

Welche Figur aus deinem neuen Roman ist dir besonders ans Herz gewachsen und warum?

Neben den beiden Hauptfiguren Leda und Silas, die mir natürlich sehr nahestehen, ist mir, und es hat mich selbst überrascht, insbesondere Damian ans Herz gewachsen. Er tut verabscheuungswürdige Dinge und ist erst mal nicht sonderlich sympathisch. Aber bei der Frage, was ihn antreibt, musste ich mich mit seiner Geschichte befassen und dabei wurde er mir überraschenderweise vertraut. Auch wegen ihm wollte ich am Ende dieser Geschichte unbedingt weiterschreiben, so dass es noch weitergehen wird, obwohl dieser Band erst als in sich abgeschlossen geplant war.

Auf welches Buch in deinem Bücherregal oder auf deinem E-Reader könntest du niemals verzichten und warum?

Glücklicherweise wechselt dieses eine unverzichtbare Buch immer wieder! Als ich fünfzehn war, war es »Die Nebel von Avalon« – ein brillantes Buch, das mich damals verändert zurückgelassen hat. Vor allem die starken Frauenfiguren hatten es mir angetan. Später wurde es die »Insel der blauen Delfine«. Ich denke, das »unverzichtbare Buch« spiegelt wider, was man selbst empfindet oder gerade sucht. Insofern sind Bücher ein Spiegel der eigenen Entwicklung. Und ja: »Harry Potter« und »Twilight« haben irgendwie immer Saison. Momentan sind es aber vor allem die Gedichte von Mark Strand – sie sind überraschend und machen mich glücklich. Wie man sieht, bin ich der Frage klammheimlich ausgewichen ...